

Auf Dauer einen Platz in New Yorks High Society zu behaupten, ist ein aufreibender Fulltimejob. Wer wüsste das besser als Pauline Manford? Diszipliniert unterwirft sie sich und ihr Leben dem Diktat der besseren Kreise: trainiert körperliche und mentale Fitness, pflegt die richtigen Kontakte und ein wohl dosiertes soziales Engagement. Alles ist gut, solange der Terminkalender voll ist. An mehr als einen leichten Dämmer Schlaf ist in diesem lärmenden Partygetöse nicht zu denken, denn wer schläft, sündigt nicht - und wer nicht im Gespräch bleibt, ist schnell so langweilig wie der Trend der vorletzten Saison ...

EDITH WHARTON (1862-1937) wuchs als Kind der Upper Class von New York auf, deren gesellschaftliche Zwänge ihr literarisches Lebensthema wurden. Wharton veröffentlichte zahlreiche sehr erfolgreiche Romane. Als erste Frau wurde sie 1921 mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet und 1923 mit der Ehrendoktorwürde der Universität Yale.

EDITH WHARTON

DÄMMERSCHLAF

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Andrea Ott

Nachwort von Verena Lueken

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1927 unter dem
Titel *Twilight Sleep*.

Übersetzerin und Verlag danken dem Deutschen
Übersetzerfonds e.V. für die Förderung dieser Übersetzung.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2015
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2013 by Manesse Verlag, Zürich, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München
nach einem Umschlagentwurf von *glanegger.com*, München, unter
Verwendung einer Fotografie von Cecil Beaton © Condé Nast
Archive / Corbis

Druck und Einband: CPI books GmH, Leck

MP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74960-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

ERSTER TEIL

Miss Bruss, die perfekte Sekretärin, empfing Nona Manford an der Tür zum Boudoir ihrer Mutter (dem «Büro», wie es Mrs Manfords Kinder nannten) mit einer Geste liebenswürdigster Zurückweisung.

«Natürlich möchte sie, Liebes – Ihre Mutter *möchte* Sie immer sehen», erklärte Miss Bruss mit vom ständigen Telefonieren abgewetzter, schneidender Stimme. Miss Bruss, die kurz nach Mrs Manfords zweiter Eheschließung in deren Dienste getreten war, kannte Nona von Kind an und genoss das Recht, sie selbst jetzt, wo sie schon in die Gesellschaft eingeführt war, mit einer gewissen wohlwollenden Vertraulichkeit behandeln zu dürfen. Wohlwollen gehörte zum Stil des Manford'schen Hauses.

«Aber schauen Sie sich ihren Terminkalender an, allein den heutigen Vormittag!», fuhr die Sekretärin fort und reichte Nona ein großes, in Saffianleder gebundenes Notizbuch, in dem in schnörkelloser Sekretärinnenhandschrift eingetragen stand:

- «7.30: Mentales Verjüngungstraining
- 7.45: Frühstück
- 8.00: Psychoanalyse
- 8.15: Besprechung Köchin
- 8.30: Stilles Meditieren
- 8.45: Gesichtsmassage
- 9.00: Mann mit persischen Miniaturen
- 9.15: Post
- 9.30: Maniküre
- 9.45: Eurythmische¹ Übungen
- 10.00: Ondulieren
- 10.15: Modellsitzen

10.30: Empfang der Muttertagsabordnung

11.00: Tanzunterricht

11.30: Geburtenregelungskomitee bei Mrs X»

«Jetzt ist gerade die Maniküre da, wie immer zu spät. Ihre Mutter leidet entsetzlich darunter, dass alle so unpünktlich sind. Dieser New Yorker Lebensstil bringt sie noch um.»

«Ich bin nicht unpünktlich», sagte Nona Manford, gegen den Türrahmen gelehnt.

«Nein, und das ist doppelt verwunderlich. Wo ihr jungen Mädchen die ganze Nacht durchtanzt! Sie und Lita – Sie haben wirklich Ihren Spaß!» Miss Bruss schlug einen geradezu mütterlichen Ton an. «Aber schauen Sie doch einmal diese Liste durch. Sie sehen ja, Ihre Mutter rechnet nicht vor dem Lunch mit Ihnen.»

Nona schüttelte den Kopf. «Nein. Aber vielleicht können Sie mich dazwischenquetschen.»

Sie sprach in freundlichem, sachlichem Ton; beide Seiten prüften die Angelegenheit, spürbar bemüht um Unvoreingenommenheit und Verständigungsbereitschaft. Nona war an die Termine ihrer Mutter gewöhnt; war daran gewöhnt, dass sie zwischen Gesundheitsbeter, Kunsthändler, Sozialarbeiter und Maniküren gequetscht wurde. Sobald Mrs Manford ihre Kinder zu sich kommen ließ, war sie eine perfekte Mutter; aber hätte sie in diesem mörderischen New York mit seinen sich ständig mehrenden Verpflichtungen und Verbindlichkeiten ihrer Familie erlaubt, rund um die Uhr hereinzuplatzen und ihr die Zeit zu stehlen, hätten das ihre Nerven einfach nicht ausgehalten. Und wie viele Pflichten wären dann unerledigt geblieben!

Mrs Manfreds Wahlspruch hatte immer gelautet: «Alles hat seine Zeit.» Dennoch gab es Augenblicke, da diese Zuversicht sie im Stich ließ und sie fast glaubte, dass dem nicht so war. Heute Vormittag zum Beispiel, führte Miss Bruss aus, habe sie dem neuen französischen Bildhauer, auf den seit einem Monat ganz New York versessen war, klarmachen müssen, dass sie ihm nicht

länger als fünfzehn Minuten Modell sitzen könne, weil sich das Geburtenregelungskomitee um 11.30 Uhr bei Mrs X. treffe.

Nona fand sich zu diesen Treffen selten ein, denn ihre eigene Zeit war – eher durch die Macht der Gewohnheit als aufgrund echter Neigungen – gänzlich von Gymnastik, Sport und der pausenlosen Hetzerei von einem Nervenkitzel zum nächsten in Anspruch genommen, angeblich dem glücklichen Vorrecht der Jugend. Doch sie hatte oft genug einen flüchtigen Blick auf dieses Schauspiel werfen können: auf das Publikum, bestehend aus gescheiterten älteren Damen mit schneeweißem Haar und fein zerknitterten, mürbmassierten Gesichtern, die sich eurythmisch bewegten und ihr Lächeln aus glasigem Wohlwollen aufsetzten wie ihr randloses Pincenez². Sie waren alle von unerbittlichem Ernst, absichtsloser Liebenswürdigkeit und unermesslicher Reinheit und kleideten sich, abgesehen von der jeweiligen «Berühmtheit», die meist schlampig angezogen auftrat, mit Nickelbrille und ungebändigten Haarsträhnen, beinahe zu sorgfältig. Um welches Thema es auch ging, die Damen schienen stets dieselben zu sein; sie vertraten mit stets dem gleichen Eifer die Geburtenregelung und die uneingeschränkte Mutterschaft, die freie Liebe oder die Rückkehr zu den Traditionen der amerikanischen Familie, und weder sie noch Mrs Manford schienen sich klarzumachen, dass diese Lehrmeinungen einander widersprachen. Sie wussten nur, dass sie entschlossen waren, bestimmte Menschen zu zwingen, etwas zu tun, was diese Menschen nicht tun wollten. Nona erinnerte sich beim Blick auf den eng beschriebenen Terminkalender an einen Ausspruch von Arthur Wyant, dem früheren Mann ihrer Mutter: «Deine Mutter und ihre Freundinnen würden gern der ganzen Welt vorschreiben, wie sie ihre Gebete verrichten und sich die Zähne putzen soll.»

Das Mädchen hatte gelacht, wie es immer über Wyants witzige Bemerkungen lachen musste, aber in Wirklichkeit bewunderte sie den Eifer ihrer Mutter, obwohl sie sich manchmal fragte, ob sie ihn nicht ein wenig zu wahllos einsetzte. Nona war die Tochter aus

Mrs Manfords zweiter Ehe, und ihr Vater Dexter Manford, der sich nach oben hatte durchboxen müssen, hatte sie gelehrt, schon die Rührigkeit an sich als Tugend zu verehren; wenn er über Paulines Eifer sprach, klang das ganz anders als bei Wyant. Er war dazu erzogen worden, in der Arbeit per se etwas Edles zu sehen, selbst wenn sie ebenso wenig ein sinnvolles Ziel verfolgte wie der Lauf eines Hamsters in seinem Rad. «Vielleicht nimmt sich deine Mutter ein wenig viel vor, aber das ist doch großartig von ihr – sie schont sich nie.»

«Uns auch nicht», fühlte sich Nona manchmal versucht hinzuzufügen, aber Manfords Bewunderung war ansteckend. Ja, Nona bewunderte die uneigennützig Tatkraft ihrer Mutter, doch sie wusste sehr wohl, dass weder sie selbst noch Lita, die Frau ihres Bruders, jemals diesem Beispiel folgen würden – sie genauso wenig wie Lita. Sie gehörten einer anderen Generation an, der verwirrten, desillusionierten Nachkriegsjugend, deren Energien sprunghafter und weniger zielgerichtet waren und die vor allem ein persönlicheres Betätigungsfeld dafür suchte. «Was kümmern mich Erdbeben in Bolivien!», hatte Lita einmal Nona zugeflüstert, als Mrs Manford die gescheiterten alten Damen einberufen hatte, um sich mit einer seismischen Katastrophe am anderen Ende der Welt zu befassen, deren Wiederholung sich nach Meinung dieser Damen verhindern ließ, wenn umgehend eine Abordnung entsandt wurde, die den Bolivianern beibrachte, etwas zu tun, was diese nicht tun wollten, zum Beispiel einfach nicht an Erdbeben zu glauben.

Die jungen Leute empfanden jedenfalls kein vergleichbares Verlangen, anderer Leute Angelegenheiten zu ordnen. Warum sollte man den Bolivianern ihre Erdbeben nicht lassen, wenn sie unbedingt in Bolivien leben wollten? Und warum musste Pauline Manford deswegen in New York nachts wach liegen und, um die daraus resultierenden Falten wieder zu glätten, eine Reihe neuer Mahatma-Übungen lernen? «Wir empfinden vermutlich nur deshalb so, weil wir in Wirklichkeit viel zu bequem sind, uns darum

zu kümmern», überlegte Nona in ihrer unverbesserlichen Aufrichtigkeit.

Sie wandte sich mit einem leichten Achselzucken von Miss Bruss ab. «Na gut», murmelte sie.

«Sie wissen ja, Liebchen», erlaubte sich Miss Bruss zu bemerken, «mit fortschreitender Saison wird es immer schlimmer, und die letzten beiden Februarwochen sind die schlimmsten, besonders wenn Ostern so früh liegt wie dieses Jahr. Ich begreife nicht, wie man ein dermaßen ungünstiges Datum für Ostern wählen konnte; vielleicht waren das diese Hoteliers in Florida. Heute Morgen hat Ihre arme Mutter noch nicht einmal Ihren Vater gesehen, bevor er in die Stadt fuhr, obwohl sie es für gänzlich verkehrt hält, ihn in die Kanzlei gehen zu lassen, ohne dass man Zeit für einen ruhigen kleinen Plausch gefunden hat ... Wenigstens ein fröhliches Wort, um ihn in die richtige Stimmung für den Tag zu versetzen ... Ach, übrigens, meine Liebe, haben Sie zufällig gehört, ob er heute Abend zu Hause essen will? Denn er vergisst ja stets, wegen seiner Pläne Bescheid zu geben, und wenn er nichts gesagt hat, rufe ich lieber in der Kanzlei an, um ihn daran zu erinnern, dass heute Abend das große Dinner für die Marchesa stattfindet ...»

«Ich glaube nicht, dass Vater zu Hause isst», sagte das Mädchen gleichgültig.

«Nein? Nicht? Ach, du liebe Zeit!», gluckste Miss Bruss und hastete durchs Zimmer zu dem Telefon auf ihrem Schreibtisch.

Der Terminkalender war ihr aus der Hand gerutscht, und Nona Manford hob ihn auf und überflog ihn. Sie las:

«16.00: Besuch bei A

16.30: Musical, Torfried Lobb»

«16.00: Besuch bei A.» Nona hatte schon befürchtet, dass heute der Tag war, an dem Mrs Manford ihren geschiedenen Ehemann Arthur Wyant besuchte, jenes von der Bildfläche verschwundene,

geheimnisvolle Individuum, das in Mrs Manfords Kalender immer als «A» geführt und daher von ihren Kindern «Punkt A» genannt wurde. Das war ziemlich ärgerlich, denn auch Nona hatte vorgehabt, etwa um diese Zeit bei ihm vorbeizuschauen, und sie legte ihre Besuche immer so, dass sie nicht mit denen von Mrs Manford zusammenfielen; nicht weil diese Nonas Freundschaft mit Arthur Wyant missbilligte (sie fand es «wunderbar» von dem Mädchen, dass es ihm so viel Freundlichkeit entgegenbrachte), sondern weil Wyant und Nona der einhelligen Meinung waren, dass ihnen die Anwesenheit der früheren Mrs Wyant den Spaß verdarb. Aber daran ließ sich nun nichts ändern. Mrs Manfords Tagesplan war unumstößlich. Selbst Krankheit und Tod verursachten darin kaum einen leisen Wellenschlag. Man hätte genauso gut versuchen können, eine Pyramide mit einem Sonnenschirm zum Einsturz zu bringen, wie den Gedanken wagen, das eng gefügte Mosaik von Mrs Manfords Terminkalender durcheinanderzubringen. Nicht einmal Mrs Manford selbst hätte dies zuwege gebracht, beim besten Willen nicht, und wie Mrs Manfords Kinder und das ganze Haus wussten, *war* ihr Wille der beste.

Nona Manford entfernte sich mit einem letzten Achselzucken. Sie hatte mit ihrer Mutter etwas ziemlich Wichtiges besprechen wollen; etwas Erschreckendes, das ihr am Abend zuvor der kurze Einblick in die seltsame, begrenzte, unreife Gedankenwelt ihrer Schwägerin Lita, der Frau ihres Halbbruders Jim Wyant, offenbart hatte – ebenjener Lita, mit der sie, Nona, die Nächte durchtanzte, wie Miss Bruss festgestellt hatte. Niemanden auf Erden liebte Nona so wie diesen sechs oder sieben Jahre älteren Jim, der für sie Bruder, Kamerad, Vormund, ja fast Vater gewesen war – denn ihr eigener Vater, der kluge, tüchtige, freundliche Dexter Manford, hatte fast immer in der Kanzlei zu tun oder wurde, wenn er zu Hause war, zu sehr von Mrs Manford in Anspruch genommen, um seiner Tochter viel Zeit widmen zu können.

Jim, der Gute, hatte immer Zeit; genau darauf spielte seine Mutter zweifellos an, wenn sie ihn als Faulenzer bezeichnete – ein

Faulenzer wie sein Vater, hatte sie einmal in einem ihrer seltenen Anfälle von Ungeduld hinzugefügt. Nichts machte Mrs Manford ungeduldiger als der Gedanke, jemand könne auch nur die kleinste Spanne uneingeteilter Zeit haben und diese nicht sofort verplanen. Wenn sie sie wenigstens *ihr* hätten geben können! Und Jim, der sie liebte und bewunderte (wie die ganze Familie), versuchte stets gewissenhaft, seine Tage zu füllen oder deren gelegentliche Leere vor ihr zu verbergen. Aber irgendwie schien er nie in Eile zu sein, und das kam der kleinen Nona zugute, die immer mit ihm rechnen konnte, sei es, dass er mit ihr ausfuhr oder spazieren ging, sich mit ihr in ein Konzert oder ein «Kintopp» stahl oder, noch schöner, einfach nur *da war* – müßig in der großen, ungenutzten Bibliothek des Landsitzes Cedarledge saß oder in seinem un-aufgeräumten Arbeitszimmer im zweiten Stock des Stadthauses, bereit, Fragen zu beantworten, schwierige Wörter mit ihr im Wörterbuch nachzuschlagen, Golfschläger zu reparieren oder einen Dorn aus der Pfote ihres Sealyham Terriers zu ziehen. Jim hatte wunderbar geschickte Hände: Er konnte Uhren reparieren, mechanisches Spielzeug zum Laufen bringen, bezaubernde Modelle von Häusern oder Gärten bauen, konnte einen Druckverband anbringen, Rühreier zubereiten, die Gäste ihrer Mutter nachahmen – vorzugsweise die «ernsten», die sich in den vergoldeten Salons über «Probleme» oder «Anliegen» verbreiteten – und herrliche bunte Karten von Fantasiekontinenten zeichnen, zu denen Nona endlose Geschichten schrieb. All diese Begabungen hatte er bisher leider nicht besonders genutzt, außer dass er seine kleine Halbschwester damit entzückt hatte.

Bei seinem Vater war es fast genauso gewesen, das wusste Nona. Der arme, unnütze «Punkt A»! Mrs Manford sagte, das liege am «alten New Yorker Blut» – sie sprach von den beiden mit einer Mischung aus Verachtung und Stolz, als handle es sich um die letzten Kapetinger³, erschöpft von tausend Jahren Regentschaft. Ihre eigenen roten Blutkörperchen waren etwas plebejischer getönt. Ihre Vorfahren hatten in Pennsylvania Kohle abge-

baut und in Exploit⁴ Fahrräder hergestell; heute trug eines der meistverkauften Automobile in den Vereinigten Staaten ihren Namen. Aber auch an anderen Komponenten fehlte es nicht in ihrer Familienfabel: Ihre Mutter, eine Pascal aus Tallahassee, hatte angeblich Südstaatenadel beige-steuert. In entsprechender Stimmung sprach Mrs Manford von den «Pascals aus Tallahassee», als verdanke sie diesen ihre edelsten Wesenszüge; doch wenn sie Jim zu mehr Emsigkeit anhielt, berief sie sich auf das Blut ihres Vaters. «Auch wenn wir von den Pascals abstammen – der Kaufmanns-beruf ist schließlich nichts Ehrenrühri-ges. Der Vater meines Va-ters kam mit nichts als zwei Sixpence in der Tasche aus Schottland herüber ...» Und dann blickte Mrs Manford mit verzeihlichem Stolz auf den herrlichen Gainsborough⁵ über dem Kaminsims im Esszimmer (den sie manchmal zu einem Ahnenpor-trät umzudeu-ten versucht war) und auf ihre gesunde, stattliche Familie, die um den mit georgianischem⁶ Silber und Orchideen aus eigenen Treib-häusern geschmückten Tisch saß.

Von der Schwelle aus rief Nona Miss Bruss noch einmal zu: «Bitte sagen Sie meiner Mutter, ich werde zum Lunch wahr-scheinlich bei Jim und Lita bleiben», doch da hatte sich Miss Bruss schon erregt einem unsichtbaren Gesprächspartner zuge-wandt: «Aber Mr Rigley, Sie müssen Mr Manford unbedingt be-greiflich machen, dass Mrs Manford heute Abend zum Dinner mit ihm rechnet ... Es handelt sich um die Abendgesellschaft mit Tanz für die Marchesa ...»

Die Heirat ihres Halbbruders hatte Nona Manford ihren ersten echten Kummer bereitet. Nicht dass sie seine Wahl missbilligt hätte. Wie hätte jemand diese spaßige, verantwortungslose kleine Lita Cliffe ernst genug nehmen können, um sie zu missbilligen? Die Schwägerinnen waren bald die besten Freundinnen. Wenn Nona etwas an Lita auszusetzen hatte, so dies, dass sie den un-vergleichlichen Jim nicht ebenso blindgläubig anbetete wie seine Schwester. Aber schließlich war Lita nicht dazu geschaffen, an-

dere anzubeten, sondern dazu, selbst angebetet zu werden; das offenenbarte der gleichmütige, reglose Blick aus ihren langgezogenen, schmalen, haselnussbraunen Augen, das hieratisch starre, liebliche Lächeln, ja schon die Form ihrer Hände, so schlank und dennoch mit Grübchen, Hände, die niemals erwachsen geworden waren, die schlaff an den Handgelenken hingen, als warteten sie teilnahmslos darauf, geküsst zu werden, oder wie seltene Muscheln oder sich rundende Magnolienblütenblätter auf den Kissen ruhten, die verschwenderisch Litas trägen Leib umgaben.

Jim und Lita Wyant waren nun seit fast zwei Jahren verheiratet, das Baby war sechs Monate alt. Die beiden zählten in ihrem Freundeskreis allmählich zu den «gesetzten Paaren», waren ein stabiler Orientierungspunkt im Heiratstreibsand von New York. Nonas Liebe zu ihrem Bruder war zu uneigennützig, als dass sie sich darüber nicht gefreut hätte; sie wünschte sich vor allem, dass ihr alter Jim glücklich war, und glücklich war er bestimmt – oder war es bis vor Kurzem gewesen. Schon Mrs Manfords eisernem Regiment entkommen zu sein bedeutete für ihn eine größere Erleichterung, als er selbst wahrhaben mochte. Und dann war er noch immer Litas glühendster Verehrer; noch immer bezauberten ihn ihre kindischen Launen, die Unpünktlichkeit und Verantwortungslosigkeit, die das Leben mit ihr nach der überpünktlichen Routine im perfekten Haushalt seiner Mutter so aufregend ungewiss machten.

Über all das freute sich Nona; nur manchmal spürte sie schmerzlich die Einsamkeit in diesem perfekten Haushalt, jetzt, wo Jim, das einzige widerständige Element, fort war. Bestimmt ahnte Jim, dass sie einsam war: Er förderte die wachsende Vertrautheit zwischen seiner Frau und seiner Halbschwester und versuchte Letzterer das Gefühl zu geben, dass seine Wohnung ein zweites Zuhause für sie war.

Lita war Nona immer freundlich gesinnt gewesen. Die beiden waren grundverschieden, aber fast gleich alt, und es verband sie hauptsächlich ihre Leidenschaft für jede Form von Sport. Lita

war bei allem trägen Gerekel eine ebenso unermüdliche Tänzerin wie glänzende, wenn auch unzuverlässige Tennisspielerin und draufgängerische Reiterin bei der Fuchsjagd. Abgesehen von den Stunden, in denen sie müßig dalag und nach Amber duftende Zigaretten rauchte, war jeder Augenblick ihres Lebens ausgefüllt mit Tanzen, Reiten oder Sport.

In den zwei, drei Monaten vor der Geburt des Kindes, als Lita teilweise zum Nichtstun gezwungen war, hatte Nona befürchtet, ihre unablässige Gier nach neuem «Nervenkitzel» könnte sie wie viele junge Frauen in ihren Kreisen zu einem tückischen Zeitvertreib wie Alkohol oder Rauschgift greifen lassen; doch Lita war in eine Art lächelnde, animalische Langmut versunken, als habe das geheimnisvolle Werk, das in ihrem zarten jungen Leib vor sich ging, eine heilige Bedeutung für sie und als genüge es, still dazuliegen und es geschehen zu lassen. Ihre einzige Bedingung war, es solle ihr nicht «wehtun»; sie hatte panische Angst vor körperlichen Schmerzen, wie ebenfalls die meisten jungen Frauen in ihren Kreisen. Aber heutzutage ließ sich all das ja leicht regeln: Mrs Manford (die sich, da Lita Waise war, der Sache annahm) kannte natürlich die allerbeste «Dämmereschlaf»⁷-Klinik im Land, brachte Lita dort in der luxuriösesten Suite unter und überschwemmte ihre Zimmer mit Frühlingsblumen, Treibhausfrüchten, Romanneuerscheinungen und druckfrischen Zeitschriften, sodass Lita so leicht und empfindungslos in die Mutterschaft schwebte, als wäre das Wachspüppchen, das plötzlich in der Wiege neben ihrem Bett auftauchte, in einem der riesigen Rosensträuße hereingebracht worden, die sie allmorgendlich auf ihrem Kissen vorfand.

«Natürlich sollte da kein Schmerz sein ... nur Schönheit ... Es sollte einer der wunderbarsten, poetischsten Vorgänge auf Erden sein, ein Kind zu bekommen», erklärte Mrs Manford mit jener hellen, tragenden Stimme, die «Schönheit» und «Poesie» wie Errungenschaften einer fortgeschrittenen Industrialisierung klingen ließ und «Kinder» wie etwas, was man serienweise produziert wie

Fords. Und Jim hatte sich unbändig über seinen Sohn gefreut, und Lita hatte es wirklich überhaupt nicht wehgetan.

2

Die Marchesa war ein ebenso unregelmäßiges wie unvermeidliches Ereignis in Mrs Manfords Leben.

Die meisten Menschen hätten die Marchesa als Störung empfunden, manche als etwas entschieden Lästiges und die Pessimisten als Schicksalsschlag. Mrs Manford war durchaus stolz darauf, dass sie diese Voraussetzungen zwar erkannt, daraus aber etwas Glanzvolles, ja sogar Beneidenswertes zu schaffen gewusst hatte.

Wo der eigene Ehemann (oder auch nur Exehemann) eine Cousine ersten Grades namens Amalasantha degli Duchi di Lucera besaß, welche den Marchese Venturino di San Fedele aus einer der großen neapolitanischen Familien geheiratet hatte, wäre es dumm und verschwenderisch gewesen, eine solche Fügung aus Namen und Umständen nicht zu nutzen und (wie die Wyants) lediglich daran zu denken, dass Amalasanthas Besuch in New York nur dazu diene, Geld aufzutreiben, ihren schrecklichen Sohn wieder einmal aus einer Klemme zu befreien oder die Familienanwälte nach neuen Tricks zu fragen, wie sie die Reste ihres Vermögens gegen Venturinos systematische Raubzüge schützen könne.

Mrs Manford wusste im Voraus, wie hoffnungslos diese Bestrebungen samt und sonders waren – abgesehen von dem Versuch, bei ihr selbst Geld zu borgen. Sie ließ Amalasantha immer zwei- oder dreitausend Dollar verbuchte sie als Erfolgsposten in ihrem sorgfältig geführten Rechnungsbuch; sie schenkte der Marchesa sogar ihre (geschickt abgeänderten) Kleider vom letzten Jahr, und im Gegenzug erwartete sie, dass Amalasantha auf die Manford'schen Einladungen jenen exotischen Glanz warf, wie ihn die nahe Verwandte eines Herzogs, der obendrein spanischer Grande und hoher Würdenträger am päpstlichen Hof war, auch

noch in den staubigsten Nebenstraßen ausstrahlte, selbst wenn ihre Mutter nur eine Mary Wyant aus Albany gewesen war.

Mrs Manford hatte damit Erfolg gehabt. Ohne lange zu überlegen, verfiel die Marchesa ganz selbstverständlich in die ihr zuge dachte Rolle. Bei einem stürmischen, unsicheren Leben wie dem ihren bedeutete New York, wo ihre reichen Verwandten lebten und von wo sie immer mit ein paar tausend Dollars heimkehrte, mit Kleidern, die man noch für ein weiteres Jahr herrichten konnte, und mit guten Ratschlägen, wie Venturino unter Druck zu setzen sei, einen Vorgeschmack auf den Himmel. «Dort leben? *Carina*⁸, niemals! Es ist zu ... zu ereignislos. Wie der Himmel wahrscheinlich auch. Aber alle sind himmlisch freundlich ... und Venturino hat gelernt, dass meine amerikanischen Verwandten bestimmte Dinge nicht hinnehmen ...» So klang es, wenn Amalasintha in den Salons von Rom, Neapel oder St. Moritz von ihren Besuchen in New York erzählte; wohingegen sie in New York ganz unbekümmert und gedankenlos – denn es gab kein schlichteres Gemüt als Amalasintha – Namen fallen ließ und Erinnerungen beschwor, die in diese kleine, im Süden von der Wallstreet und in den meisten anderen Himmelsrichtungen von Long Island begrenzte Welt ein romantisch glühendes, unwirkliches Licht sandten; und Pauline Manford sorgte eifrig dafür, dass sich ihre übrigen Gäste in diesem Licht sonnen konnten.

«Die Cousine meines Mannes» (seit der Scheidung von Wyant zur «Cousine meines Sohnes» geworden) war auch nach siebenundzwanzig Jahren noch eine nützliche Trumpfkarte in der Gesellschaft. Die Marchesa di San Fedele, jetzt eine Frau von fünfzig Jahren, war in Paulines Kreisen noch immer ein Vorwand für Dinner, ein Instrument, mit dem sich gesellschaftliche Schulden abzahlen ließen, ein kleiner, aber zuverlässiger Leuchtkörper am unruhigen Himmel von New York. Beim Anblick ihrer etwas hilflosen, schwächtigen Gestalt, die, auch wenn sie Mrs Manfords alte Kleider trug, stets in gleichmütiges, unauffälliges Schwarz gehüllt war, erschienen vor Paulines innerem Auge hallende römische

Treppenhäuser, fackelbeleuchtete Auftritte von Kardinälen in der Empfangshalle der Luceras und ein prächtiges Hintergrundfresko mit Päpsten, Fürsten, verfallenen Palästen, zypressenbewachten Villen, Skandalen, Tragödien und endlosen Erbstreitigkeiten.

«Es ist entsetzlich, welch lasterhaftes Leben diese berühmten römischen Familien führen. Schließlich fließt in den Adern der armen Amalasantha gutes amerikanisches Blut – ihre Mutter war eine Wyant; ja, Mary Wyant heiratete den Fürsten Ottaviano di Lago Negro, den Sohn des Herzogs von Lucera, der lange zur italienischen Gesandtschaft in Washington gehörte. Aber was soll Amalasantha machen, wo es doch in diesem Land keine Scheidung gibt und eine Frau sich mit wirklich *allem* abfinden muss? Der Papst war sehr freundlich, er steht durchaus auf Amalasantas Seite. Doch auch Venturinos Angehörige sind sehr mächtig, eine große neapolitanische Familie, ja, Kardinal Ravello ist Venturinos Onkel ... Das alles war ganz schrecklich für Amalasantha ... und sie fühlt sich hier bei ihrer Familie wie in einer Oase ...»

Pauline Manford meinte es ehrlich; sie glaubte tatsächlich, dass es für Amalasantha schrecklich war. Pauline selbst konnte sich nichts Entsetzlicheres vorstellen als ein soziales Gefüge, das keine Scheidung anerkannte und alle familiären Übel ungestört weiter-schwären ließ, statt das Leben der Menschen in regelmäßigen Abständen zu desinfizieren und frisch zu tünchen wie einen Keller. Doch obwohl Mrs Manford so dachte – ja buchstäblich *während* sie dies dachte –, fiel ihr ein, dass Kardinal Ravello, Venturinos Onkel, als einer der möglichen Gesandten für den römisch-katholischen Kongress genannt worden war, der in diesem Winter in Baltimore stattfinden sollte, und sie fragte sich, ob man nicht mit Amalasantas Hilfe eine Abendgesellschaft für Seine Eminenz veranstalten könnte. Sie ging sogar so weit, über die Wirkung von seidenbestrumpften Dienern nachzugrübeln, die als Fackelträger das – Gott sei Dank marmorne! – Manford'sche Treppenhaus säumen, und über Dexter Manford und Jim, die den Kirchenfürsten an der Schwelle empfangen und dann mit silbernen Kandelabern

in der Hand rückwärts die Treppe hinaufgeleiten könnten. Allerdings war sich Pauline nicht sicher, ob die beiden sich dazu würden überreden lassen.

Für Pauline lag in diesem zweigleisigen Gedankengang nicht mehr Widerspruch, als wenn sie angesichts der Verbrechen der römischen Kirche erschauerte und sich gleichzeitig wünschte, einen ihrer Würdenträger mit dem geziemenden Zeremoniell zu empfangen. Sie war an solch schnellen Perspektivwechsel gewöhnt und stolz darauf, dass in ihrem Kopf ganze Gruppen widersprüchlicher Meinungen friedlich zusammenlebten wie die «Glücklichen Familien»⁹, die von Wanderzirkussen zur Schau gestellt wurden. Und wenn der Kardinal tatsächlich in ihr Haus kam, würde sie natürlich ihre amerikanische Unabhängigkeit beweisen, indem sie auch den Bischof von New York einlud – ihren Bischof aus der Episkopalkirche –, möglicherweise noch den Oberrabbiner (auch ein Freund von ihr) und selbstverständlich den wunderbaren, viel geschmähten «Mahatma», an den sie immer noch fest glaubte ...

Der Name ließ sie plötzlich innehalten. Ja, selbstverständlich glaubte sie an den Mahatma. Sie hatte allen Grund dazu. Während sie vor dem großen, dreiteiligen Spiegel in ihrem Ankleidezimmer stand, blickte sie in das riesige Badezimmer dahinter, das mit seinen weißen Fliesen, polierten Leitungen, Waagen und geheimnisvollen Apparaten zum Duschen, für Gymnastik und «Körperkultur» wie ein biologisches Labor aussah, und dachte voll Dankbarkeit daran, dass einzig die eurythmischen Übungen des Mahatma («heilige Ekstase» nannte er sie) ihren Hüftumfang reduziert hatten, nachdem alles andere fehlgeschlagen war. Und diese Dankbarkeit für die verschlankten Hüften ruhte in ihrem wohlsortierten Kopf auf einer Karteikarte in derselben Schublade wie der begeisterte Glaube an seine wunderbaren mystischen Lehren über Selbstaufgabe, ein früheres Leben und astrale Seelenverwandtschaften ... Alles so unbegreiflich und rein ... Ja, selbstverständlich würde sie den Mahatma einladen. Es würde dem Kardinal guttun, sich mit ihm zu unterhalten. Sie hörte schon

förmlich, wie Seine Eminenz mit vor Ergriffenheit bebender Stimme sagte: «Mrs Manford, ich möchte Ihnen danken, dass Sie mich mit diesem wunderbaren Mann bekannt gemacht haben. Wenn Sie nicht gewesen wären ...»

Ach, wie gern hörte sie, wenn Gäste zu ihr sagten: «Wenn Sie nicht gewesen wären ...!»

Das Telefon auf ihrem Toilettentisch klingelte. Miss Bruss hatte vom Boudoir aus weiterverbunden. Als Mrs Manford den Hörer abhob, warf sie einen nervösen Blick auf die Uhr. Sie kam bereits sieben Minuten zu spät zum Ondulieren ...

Ah, es war Dexters Stimme. Automatisch ordnete sie ihre Gesichtszüge zu einem ehedem lächelnden Lächeln und verlieh ihrer Stimme den dazugehörigen Tonfall. «Ja? ... Pauline, Liebster ... Oh – wegen des Dinners heute Abend? Na, du weißt doch, Amalasuatha ... Du gehst mit Jim und Lita ins Theater? Aber Dexter, das geht nicht! Die essen auch hier, Jim und Lita ... Aber natürlich ... Ja, das muss ein Missverständnis sein; Lita ist so schusselig ... Ich weiß ...» Das Lächeln wirkte plötzlich ein wenig gequält und die Stimme ebenso. Dann, geduldig: «Ja, was noch? ... Oh ... oh ... Dexter ... was meinst du damit? Der Mahatma? Was? Ich verstehe nicht!»

Doch sie verstand sehr wohl. Sie merkte, wie sie unter ihrer dezenten Schminke erbleichte. Irgendwo tief in ihr hatte in den letzten Wochen eine unausgesprochene Angst vor genau diesem Ereignis gelauert, die Angst, dass die Menschen, die den Lehren des indischen Weisen – New Yorks großer «seelischer Auftriebskraft» der letzten beiden Jahre – ablehnend gegenüberstanden, an Macht gewinnen und zu einer Bedrohung werden würden. Und nun erzählte Dexter Manford tatsächlich, er sei gebeten worden, Nachforschungen über die Zustände an des Mahatmas «Schule des östlichen Denkens» anzustellen, was alle möglichen Unannehmlichkeiten nach sich ziehen konnte. Dexter sprach am Telefon verständlicherweise nie viel über berufliche Themen, und nach Ansicht seiner Frau auch nicht genug, wenn er nach Hause

kam. Aber das wenige, was sie seinen Worten jetzt entnehmen konnte, verursachte ihr regelrecht Übelkeit.

«O Dexter, ich muss mit dir darüber reden! Sofort! Du kannst nicht vielleicht zum Lunch heimkommen? ... Unmöglich? ... Nein – heute Abend werden wir dazu keine Zeit haben ... Na, das Dinner für Amalasantha – bitte vergiss es nicht schon wieder!»

Eine Hand am Hörer, griff sie mit der anderen nach ihrem Terminkalender (einer Abschrift der Liste von Miss Bruss) und überflog ihn mit einem nervösen, leeren Blick. Ein Skandal – noch ein Skandal! Das durfte nicht sein. Sie hasste Skandale. Und außerdem glaubte sie an den Mahatma. Er hatte das Zweite Gesicht¹⁰. Von dem Augenblick an, als sie in einem Zeitschriftenartikel diesen Begriff gelesen hatte, fühlte sie in sich eine vollkommene Übereinstimmung mit ihm ...

«Ich muss dich noch vor heute Abend treffen, Dexter. Warte! Ich sehe nur kurz meine Termine durch.» Sie kam zu «16.00: Besuch bei A. 16.30: Musical, Torfried Lobb.» Nein, Torfried Lobb konnte sie nicht streichen; sie gehörte zu den fünfzig oder sechzig Damen, die ihn im vergangenen Winter «entdeckt» hatten, und wusste, dass er mit ihrer Anwesenheit bei seinem Konzert rechnete. Gut, dann musste dieses eine Mal «A» geopfert werden.

«Hör zu, Dexter, wenn ich um vier Uhr in die Kanzlei komme? ... Ja, Punkt vier. Ist das recht? ... Und unternimm nichts, bevor ich bei dir bin, versprich mir das!»

Sie legte mit einem Seufzer der Erleichterung auf. Sie würde versuchen, die Dinge wieder zurechtzurücken, indem sie «A» am nächsten Tag besuchte, obwohl die Korrektur ihres Kalenders auf dem Höhepunkt der Saison ein ebenso mühsamer wie schwerer Eingriff war.

In ihrer gereizten Stimmung hätte sie am liebsten Arthur die Schuld daran gegeben, dass er auf dem heutigen Terminkalender stand und damit alle ihre Verabredungen durcheinanderwarf. Der arme Arthur – von Anfang an war er einer ihrer Missgriffe gewesen. Sie hatte einen kleinen Friedhof davon – einen sehr kleinen –

den sie mit Wucherpflanzen bestückt hatte, sodass man ihr ganzes Leben durchwandern konnte, ohne die Gräber zu bemerken. Für die unerfahrene, eben erst dem Fabrikqualm von Exploit entronnene Pauline von vor dreißig Jahren verkörperte Arthur Wyant den verführerischen Gegensatz zwischen einer Stadt, die einzig damit beschäftigt war, Geld zu verdienen, und einer Gesellschaft, die entschlossen war, es auszugeben. So eine glänzende Erscheinung – und nichts vorzuweisen! Sie wusste nicht genau, was sie erwartet hatte; ihr Ideal von männlichen Großtaten bestand damals einzig aus der Fähigkeit, schneller reich zu werden als die Nachbarn – was Arthur mit Sicherheit niemals schaffen würde. Sein Schwiegervater in Exploit hatte auf den ersten Blick erkannt, dass es zwecklos war, ihn ins Automobilgeschäft einzuführen, und mit philosophischer Gelassenheit zu Pauline gesagt: «Am besten betrachtest du ihn einfach als Schmuckstück; das werden wir uns schon leisten können.»

Aber Schmuck muss zumindest glänzen, und Arthur war irgendwie – verblasst. Früher einmal hatte sie gehofft, er werde eine Rolle in der Staatspolitik spielen – am Horizont lockten Washington und seine verführerischen diplomatischen Kreise –, aber er tat dies, ebenso wie das von ihm so genannte «Geschäft», mit einem verächtlichen Achselzucken ab. In Cedarledge trieb er ein wenig Landwirtschaft, fuhrwerkte in den Rechnungsbüchern herum und verplemperte ihr Geld, bis sie ihn durch einen professionellen Verwalter ersetzte; in der Stadt spielte er im Club stundenlang Bridge, interessierte sich zeitweilig für Pferderennen und hockte jeden Nachmittag bei seiner Mutter, der alten Mrs Wyant, in dem tristen Haus in der Nähe des Stuyvesant Square, das niemals renoviert worden war und auch jetzt noch mit Carcel-Lampen¹¹ beleuchtet wurde.

Immer hatte er sie nur behindert und enttäuscht. Dennoch hätte sie seine Unzulänglichkeit, sein erfolgloses Planen, sein Träumen und Trödeln, ja sogar seine zunehmende Neigung zum Trinken nachsichtig ertragen, wie man es den Ehefrauen ihrer Ge-

neration beigebracht hatte, hätte sie nicht zudem entdeckt, dass er «unmoralisch» war. Unmoral konnte eine hochgesinnte Frau nicht stillschweigend hinnehmen, und als sie bei der Rückkehr von einer Ruhekur¹² in Kalifornien feststellen musste, dass er sich auf eine heimliche Affäre mit einer bei seiner Mutter lebenden mittellosen Verwandten eingelassen hatte, forderten sämtliche Pauline bekannten Gesetze der Selbstachtung, ihn zu verstoßen. Entsetzt warf die alte Mrs Wyant die Cousine aus dem Haus und setzte sich für ihren Sohn ein, doch Pauline blieb eisern. Sie wandte sich an den aufstrebenden Scheidungsanwalt Dexter Manford, und unter seinen fähigen Händen wurde die Angelegenheit rasch und diskret, ohne Skandal, Streit oder gegenseitige Schuldzuweisungen erledigt. Wyant zog sich ins Haus seiner Mutter zurück, und Pauline reiste als freie Frau nach Europa.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts waren Scheidungen in der New Yorker Gesellschaft noch unüblich, und Wyant fühlte sich schlimmer in seinem Stolz verletzt, als Pauline erwartet hatte. Er lebte vollkommen zurückgezogen bei seiner Mutter, besuchte an den vom Gericht vorgeschriebenen Tagen seinen Sohn und versank in einer Art vorzeitigem Greisentum, das in einem sogar für Pauline selbst schmerzlichen Gegensatz zu ihrer eigenen wiedergewonnenen Jugend und Beweglichkeit stand. Dieser Gegensatz verursachte ihr noch lange danach Gewissensbisse, und im Lauf der Zeit, nach ihrer zweiten Heirat und dem Tod der alten Mrs Wyant, betrachtete sie den armen Arthur nicht mehr als Grund zur Klage, sondern als Verpflichtung. Sie hielt sich etwas darauf zugute, dass sie ihre Verpflichtungen nie vernachlässigte, und so stieg in ihr ein begreiflicher Groll gegen Arthur auf, weil er heute in ihrem Terminkalender vorkam und sie dadurch zwang, ihn zu verschieben.

Sie ging zurück zum Toilettentisch und betrachtete in dem großen, dreiteiligen Glas ihr Spiegelbild. Schon wieder diese feinen Falten um Lider und Lippen, diese senkrechten Furchen zwischen den Augen! Sie wollte sie nicht zulassen, nein, keine

Sekunde lang. Im heuchlerischen Ton einer Mutter, die ihr verletztes Kind beschwichtigt, befahl sie sich: «Hör auf, dir Sorgen zu machen, Pauline. Du weißt genau, so etwas wie Sorgen gibt es nicht; das sind nur Verdauungsstörungen oder Mangel an Bewegung, und alles ist in bester Ordnung ...»

Sie schaute erneut in den Spiegel und bildete sich ein, die Falten seien wirklich weniger sichtbar, die senkrechten Furchen weniger tief. Jetzt erblickte sie wieder eine sich gerade haltende, sportliche Frau mit eigenem Haar, eigenen Zähnen und nur einem Hauch Rouge (weil «man das eben so macht»), das einen noch immer frischen Teint zum Strahlen brachte, musterte die feinen, symmetrischen Gesichtszüge, die schwarzen, dünn aufgemalten Brauen über den ausdrucksvollen, unverwandt blickenden grauen Augen, das üppige, ergrauende Haar, das sich unter dem Zauberstab des Friseurs noch immer willig kräuselte, und die sicher auf dem Boden stehenden Füße mit dem gewölbten Rist, der sich zu schlanken Fesseln verjüngte.

Wie unsinnig, sich über diese dumme Nachricht aufzuregen, das sah ihr gar nicht ähnlich! Sie würde bei Dexter vorbeischaun und die Mahatma-Geschichte in fünf Minuten regeln. Wenn es wirklich zu einem Skandal kommen sollte, wollte sie nicht, dass Dexter in ihn verwickelt war – nicht, wenn es gegen den Mahatma ging. Niemals würde sie vergessen, dass der Mahatma der Erste war, der ihr erklärt hatte, sie habe eine Begabung fürs Übersinnliche.

Das Mädchen öffnete einen Spalt breit die Innentür und sagte vorwurfsvoll: «Madam, der Friseur; und Miss Bruss hat mich gebeten, Sie zu erinnern ...»

«Ja, ja, ja!», antwortete Mrs Manford hastig, und während sie sich in ihren Kimono warf und sich vor den Toilettentisch setzte, wiederholte sie im Flüsterton: «So, ich verbiete dir, dich gehetzt zu fühlen. Du weißt, so etwas wie Hetzerei gibt es nicht.»

Doch erneut wanderte ihr Blick ängstlich zu der kleinen Uhr zwischen den Parfümfläschchen, und sie fragte sich, ob sie nicht

Zeit sparen könnte, indem sie Maisie Bruss diktierte, während sie sich ondulieren und maniküren ließ. Sie beneidete Frauen, die kein Verantwortungsgefühl hatten, wie Jims kleine Lita. Sie selbst kannte nur eine einzige Welt, und die ruhte auf ihren Schultern.

3

Als Nona um Viertel nach eins das Haus ihres Halbbruders betrat, erhielt sie die Auskunft, Mrs Wyant sei noch nicht aufgetaucht.

«Und Mr Wyant auch nicht, nehme ich an? Aus seinem Büro, meine ich», fügte sie hinzu, als der junge Butler verwundert dreinblickte.

Pauline Manford war bei der Hochzeit ihres Sohnes sehr großzügig gewesen. Sie war erleichtert, dass er einen Hausstand gründete und begriffen zu haben schien, dass zu einer Ehe auch ein Beruf gehörte und das, was man eine geregelte Lebensweise nannte. Jim Unregelmäßigkeiten waren nicht etwa von der Art, an die man bei diesem Wort gemeinhin denkt. Vielmehr hatte er sich nicht entschließen können, was er mit seinem Leben anfangen sollte (genau wie sein armer Vater!), hatte immer vergessen, wie viel Uhr es war oder welche Verabredungen seine Mutter für ihn getroffen hatte; einmal hatte er sich in Cedarledge sogar ein Chemielabor gewünscht und dies dann, als es eingerichtet war, erst als Zwinger für seine Foxterrierzucht und später als ruhiges Plätzchen zum Geigenüben benutzt.

Nona wusste, wie sehr ihre Mutter unter dieser Unschlüssigkeit gelitten hatte und wie beruhigt Mrs Manford gewesen war, als der junge Mann im Rausch der Verliebtheit gelobt hatte, wenn Lita ihn nähme, würde er in ein Büro gehen und sich dort schinden wie alle anderen Ehemänner.

Wenn Lita ihn nähme! Lita Cliffe, eine Waise ohne Mitgift, der niemand zur Seite stand als eine verrückte und etwas anrühige Tante, die «unmögliche» Mrs Percy Landish! Mrs Manford lä-

chelte über die Bescheidenheit ihres Sohnes, während sie gleichzeitig seine guten Vorsätze lobte. «Diese Erfahrung hat aus dem lieben Jim einen Mann gemacht», sagte sie, voll sanften Triumphs über diese jüngste Bestätigung ihres Optimismus. «Wenn es nur anhält ...!», fügte sie hinzu und verfiel wieder in allzu menschliches Zweifeln.

«Oh, bestimmt, Mutter, du wirst sehen – solange Lita seiner nicht überdrüssig wird», hatte Nona ihr versichert.

«Solange ...? Aber liebes Kind, warum sollte Lita seiner je überdrüssig werden? Du vergisst anscheinend, welch ein Wunder es ist, dass ein Mädchen wie Lita, um das sich niemand kümmert als die arme Kitty Landish, überhaupt einen solchen Ehemann bekommen hat!»

Nona beharrte auf ihrem Standpunkt. «Mag sein, aber nimm nur dich selbst, Mutter! Haben nicht fast alle einander irgendwann satt? Und wenn es so weit ist: Hält sie irgendetwas davon ab, es noch einmal zu versuchen? Denk an deine großen Dinner! Muss Maisie nicht jedes Mal eine Liste verflossener Ehen anfertigen, so kompliziert wie ein Kreuzworträtsel, um zu verhindern, dass du die Gäste mit falschem Namen ansprichst?»

Mrs Manford tat den Angriff mit einer Handbewegung ab. «So sind Jim und Lita nicht; und ich mag es nicht, wie du über das Thema Scheidung sprichst, Nona» hatte sie in für ihre Verhältnisse ziemlich zahmem Tonfall hinzugefügt; schließlich – wie Nona ihr leicht hätte vorhalten können – variierten ihre eigenen Äußerungen zum Thema Scheidung in peinlicher Weise je nach Zeit, Ort und Scheidungsfall.

Das junge Mädchen hatte mehr als genügend Zeit, sich dieses Gespräch in Erinnerung zu rufen, während sie dasaß und auf ihren Bruder und seine Frau wartete. In dem neu eingerichteten, bewusst kahlen Haus schien es niemanden zu geben, der sie begrüßen wollte. Das Baby, nach dem sie gleich anfangs gefragt hatte, schlief, seine Mutter war wahrscheinlich noch gar nicht aufgewacht, und das Familienoberhaupt befand sich noch «im

Geschäft». Nona sah sich im Salon um, und Befremden erfasste sie – was in letzter Zeit immer öfter geschah.

Der Salon, so wurde ihr plötzlich bewusst, war das vollkommene Abbild einer modernen Ehe. Trotz seiner wohlgesetzten Effekte, der fast zwanghaften Berücksichtigung von Licht und Schatten, von Komplementärfarben und all dem Zeug, das einem modernen Innenarchitekten den Schlaf raubt, glich er mehr dem Wartesaal eines besseren Bahnhofs als dem Schauplatz eines gegenebenen Lebens. Nichts darin wirkte heimelig oder behaglich – von dem frühen Kakemono¹³ eines bärtigen Weisen auf blasser, lederfarbener Seidentapete bis zu den drei Iris Susiana, die auf dem Ödland eines ansonsten leeren Tisches einsam in einer weißen Song-Vase¹⁴ standen. Lediglich die unruhigen Bewegungen der exotischen Goldfische in einem riesigen Kugelaquarium brachten etwas Leben in den Raum, und auch das nur vorübergehend, da Lita darauf bestand, das Aquarium Tag und Nacht mit elektrischem Licht zu beleuchten, und die Fische ohne Schlaf immer starben und durch neue ersetzt werden mussten.

Das Haus und die Einrichtung hatte Mrs Manford bezahlt. Es war nicht das, was sie sich für sich selbst ausgesucht hätte – sie war, was die neue Kargheit und wählerische Raffinesse betraf, noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Aber sie hätte auch nicht gewollt, dass das junge Paar in der üppigen Kulisse aus Gobelins und «Stilmöbeln» lebte, die sie selbst bevorzugte. Vor allem wünschte sie, dass sie Schritt hielten, dass sie taten, was auch die anderen jungen Paare taten; sie hatte sogar – nach dem ersten Schrecken – Litas schwarzes Boudoir verdaut, mitsamt der Unzahl ebenholzschwarzer Samtkissen und der darauf herabblickenden Skulptur, deren Unanständigkeit Mrs Manford mit der Bemerkung zu verharmlosen suchte, ihres Wissens sei dies kubistisch. Nach allem, was sie getan hatte, fand sie es herzlos, dass Nona andeutete, Lita könnte Jims überdrüssig werden.

Der Gedanke hatte Nona eigentlich nie beunruhigt, zumindest nicht bis vor Kurzem. Auch jetzt hatte sie keinen konkreten Ver-

dacht, es stellte sich ihr nur die unbestimmte Frage: Was würde eine Frau wie Lita tun, wenn sie das Leben, das sie führte, plötzlich sattbekäme? Aber diese Frage kehrte so oft wieder, dass sie heute Morgen mit ihrer Mutter darüber hatte reden wollen; denn wen sonst hätte sie um Rat fragen sollen? Arthur Wyant? Ach, der arme Arthur war nicht einmal fähig, seine eigenen armseligen kleinen Angelegenheiten einigermaßen vernünftig oder konsequent zu ordnen, und auf die Andeutung, jemand könne Jims überdrüssig werden, hätte er genauso empört reagiert wie Mrs Manford, allerdings ohne wie sie die eigenen Gefühle unter Kontrolle halten zu können.

Dexter Manford? Na ja ... Dexter Manfords Tochter musste zugeben, dass es eigentlich nicht seine Sache war, wenn die Ehe seines Stiefsohns zu scheitern drohte, und außerdem wusste Nona, wie überlastet ihr Vater immer war, und sie schreckte davor zurück, ihm diese zusätzliche Last aufzubürden. Denn es wäre eine Last. Manford hatte Jim sehr gern (wie sie alle) und war außerordentlich nett zu ihm gewesen. Es war einzig Manfords Einfluss zu verdanken, dass Jim, der als zerstreut und unzuverlässig galt, bei der Amalgamated Trust Company eine so gute Stelle bekommen hatte; und Manford gefiel es, wie sich der Junge in seine Arbeit hineinkniete. So war er eben, dachte Nona zärtlich; wenn man Jim erst einmal zu etwas brachte, erledigte er es immer unglaublich geschickt und mit großer Ausdauer. Und dass es für Lita und den Jungen geschah, war Ansporn genug, um ihn lebenslänglich an diese Aufgabe zu binden.

Ein neuer Duft – unbekannt, aber köstlich. Umhüllt von ihm erschien Lita Wyant, halb tanzend, halb schwebend, eine Melodie summend, und während sie ihre Halskette zuhakte, drehte sich ihr kleiner, runder Kopf mit dem goldfischfarbenen Haar, dem perlmutternen Teint und den blinzelnden kastanienbraunen Augen auf dem langen Hals zur Seite wie der Kopf eines Vogels. Sie war überrascht, aber erfreut, Nona zu sehen, zeigte sich völlig ungerührt davon, dass Jim noch nicht zu Hause war, und hatte nicht

die geringste Ahnung, dass der Lunch seit einer halben Stunde auf sie wartete.

«Ich habe nach meiner Gymnastik ein Sandwich gegessen und einen Cocktail getrunken. Da werde ich wohl noch keinen Hunger haben», vermutete sie. «Aber vielleicht du, armes Kind. Wartest du schon lang?»

«Nicht sehr lang! Ich kenne dich zu gut, um pünktlich zu sein», sagte Nona lachend.

Lita machte große Augen. «Willst du damit andeuten, dass ich unpünktlich bin? Was ist denn dann mit deinem vorbildlichen Bruder?»

«Er arbeitet in der Stadt, um für dich und deinen Sohn ein Dach über dem Kopf zu verdienen.»

Lita zuckte die Achseln. «Ein Dach ... ich mache mir nichts aus Dächern, du etwa? Jedenfalls nicht aus diesem.» Sie packte Nona bei den Schultern, hielt sie auf Armeslänge von sich weg und fragte mit schiefgelegtem Kopf und bettelnd-beschwörender Miene: «Dieses Zimmer ist schrecklich, nicht wahr? Sag bitte, dass es schrecklich ist! Aber Jim will mir kein Geld geben, um es umzugestalten.»

«Umgestalten? Aber Lita, du hast es vor zwei Jahren genau so gestaltet, wie du es wolltest!»

«Vor zwei Jahren? Willst du damit sagen, dass dir etwas, was dir vor zwei Jahren gefiel, noch immer gefällt?»

«Ja, genau!», erwiderte Nona und fügte etwas hilflos hinzu: «Und außerdem finden alle dieses Zimmer wunderbar ...» Sie hielt inne, denn sie merkte, dass sie klang wie ihre Mutter.

Lita ließ ihre kleinen Hände mit einer Geste der Verzweiflung herabsinken. «Das ist es ja gerade! *Alle* finden es wunderbar. Sogar Mrs Manford. Und wenn man bedenkt, was das für Dinge sind, die *alle* wunderbar finden! Warum so tun als ob, Nona? Es ist der typische Allerweltssalon. Jedes Paar, das im selben Jahr geheiratet hat wie wir, hat so einen. Als Tommy Ardwin – du weißt, der neue Innenarchitekt – ihn zum ersten Mal gesehen hat, sagte er

«Meine Güte, wie gut ich das alles kenne!» und pfiff *Home, Sweet Home!*»

«Das ist doch klar, du Dummerchen! Schließlich hätte er gern den Auftrag, ihn neu einzurichten!»

Lita seufzte. «Wenn er das nur dürfte! Vielleicht könnte er mich mit diesem Haus versöhnen. Aber wahrscheinlich bringt das niemand fertig.» Sie blickte mit einer Miene unbeschreiblichen Ekels um sich. «Ich würde am liebsten alles, was hier drin steht, hinauswerfen. Ich langweile mich unsäglich.»

Nona lachte. «Du würdest dich überall langweilen. Ich wollte, es käme jemand wie Tommy Ardwin daher und würde dir erklären, wie klischeehaft es ist, sich zu langweilen.»

«Klischeehaft? Warum auch nicht? Wenn das Leben selbst so langweilig ist? Das Leben kann man nicht neu einrichten!»

«Wenn du es könntest, was würdest du als Erstes hinauswerfen? Das Kind?»

Litas Augen begannen Funken zu sprühen. «Sei nicht albern! Du weißt, dass ich mein Baby anbete.»

«Gut ... dann Jim?»

«Du weißt, dass ich meinen Jim anbete!», echote die junge Ehefrau, sich selbst nachäffend.

«Nanu – das klingt ja bedrohlich!» Jim Wyant kam herein und sorgte mit seiner guten Laune für frische Luft. «Ich bekomme Angst vor meiner Frau, wenn sie sagt, dass sie mich anbetet», sagte er und umarmte Nona brüderlich.

Wie er so dastand, ein wenig untersetzt, stämmig und hellbraun, mit seinen strahlend blauen Augen und der kurzen Nase in dem kleinen Gesicht, in dem alles so hübsch modelliert war und dennoch so harmlos und bescheiden wirkte, überkam Nona wieder jenes alarmierende Befremden. Etwas war aus diesem Gesicht verschwunden – alles Wilde und Ungewisse, das Geigespielen, das Modellbauen, das Erfinden, Träumen und Schwanken, alles, was sie ganz besonders geliebt hatte – außer dem Zwinkern seiner nun nüchtern dreinblickenden Augen. Zurückgeblieben war



Edith Wharton

Dämmer Schlaf

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74960-7

btb

Erscheinungstermin: September 2015

Partylust und Lebensfrust.

Auf Dauer einen Platz in New Yorks High Society zu behaupten, ist ein aufreibender Fulltimejob. Wer wüsste das besser als Pauline Manford? Diszipliniert unterwirft sie sich und ihr Leben dem Diktat der besseren Kreise: trainiert körperliche und mentale Fitness, pflegt die richtigen Kontakte und ein wohl dosiertes soziales Engagement. Alles ist gut, solange der Terminkalender voll ist. An mehr als einen leichten Dämmer Schlaf ist in diesem lärmenden Partygetöse nicht zu denken, denn wer schläft, sündigt nicht – und wer nicht im Gespräch bleibt, ist schnell so langweilig wie der Trend der vorletzten Saison ...